

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 120 (1994)
Heft: 31

Artikel: Der Tod in Davos
Autor: Stamm, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-608778>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Leben im Berghof, dies komfortable, wenn auch nicht üppige Vorsichhinleben, eingebettet in die enge Bergkulisse des Luft-erholungsortes Davos, nahm seinen Lauf. Hans Castorp, der vorerst als Besucher in die Alpin-demokratie gekommen war und auf dessen Brust sein Landsmann Hofrat Doktor Behrens unter routinemässigem Abklopfen und Einsatz seines von der Erfahrung geschärften Hörorgans einen Schatten gefunden zu haben angab, sprach inzwischen auch schon von «uns hier oben», als habe er sich ganz auf einen Aufenthalt unbestimmter, aber gewiss nicht geringer Länge in der ältesten Demokratie der Welt eingestellt. Dies fiel ihm um so leichter, als der angesehene Kurheiler Behrens ihm versichert hatte, dass ein Bleiben seinerseits in diesem Lustort einer reinen Vorsichtsmassnahme gleichkäme und dass die Beeinträchtigung seiner Atemorgane weit weniger fortgeschritten sei, als dies beispielsweise bei Herrn Billeter, des, wie er selber sagte, innerstschweizerischen Fuhrhalters, oder der dummen und ungebildeten Frau Stöhr der Fall sei, welche beide durch furchtbare Anfälle von Reizhusten und Atemnot den ganzen Speisesaal in berechtigten Schrecken versetzten.

Es vergingen für Hans Castorp einige Wochen der geruhsamen Ungewissheit an diesem weltabgeschiedenen Orte Davos, in der gebirgigen Republik Helvetia, bis er eines Tages von der Oberin von Mylendonk ins Durchleuchtungslaboratorium bestellt wurde, um sich den Lichtstrahlen auszusetzen, die dem Hofrat sein Innerstes blosslegen würden. Es war halb vier oder etwas darüber, als der junge Gastpatient das kleine Vorzimmer des Laboratoriums betrat, wo eine Art von abgestandenem Ozon die Atmosphäre erfüllte. Auf einer kunstvoll beschnitzten Bank an der längeren Seite des Raumes sass Claudia Chauchat, die mit ihren eisichen Oberarmen, die sie jeden Nachmittag im Musikzimmer unter duftigen Gazeärmeln nur ungenügend verhüllt zur Schau stellte, den jungen Schiffsingenieur Castorp schon seit seiner Ankunft verwirrte. Die schöne Russin blätterte gelangweilt in einer illustrierten Zeitschrift und warf dem Neuangekommenen nur einen kurzen, erotisch-ironischen Blick unter schläfrig gesenkten Augenlidern hervor zu, als er sich, aufrecht wie ein friesischer Kirchturm, auf einen in der am weitesten von ihr entfernten Ecke des Raumes stehenden Sessel mit rudimentären Armlehnen niedersetzte. Hans Castorp nahm aus Verlegenheit ebenfalls eine der Schweizer Illustrierten vom niedrigen Beistelltischchen, nur um sie, von ihrem desolaten Inhalt angewidert, gleich wieder auf das stilvolle Möbel zurückzulegen und bis auf weiteres mit gesenkten Augen und pochenden Herzens darauf zu warten, dass die Reihe der Innenansichtnahmen an ihn komme. Nach geraumer Zeit wagte er, Madame Chauchat nach der Dauer ihres Wartens zu fragen, und sie sagte, indem sie dem Schiffsbauingenieur, für einige glückliche Se-

Der Tod in Davos

VON PETER STAMM

kunden, eines Blickes aus ihren asiatischen Mandelaugen würdigte: «Man wird in diesem Lustland im schlechtesten Sinn des Wortes um das Leben betrogen.»

Etwa anderthalb Minuten später trat von der Laborseite ein Pfleger in den spitalweiss gestrichenen Türrahmen und sprach, während der vier-eckige Herr Meinrad Billeter, der Luzerner Fuhrunternehmer und Freund schöner Künste, sich keuchend an ihm vorbeizwängte, zur eisichenarmigen Frau Chauchat, sie möge ihm folgen. Hans Castorp beobachtete mit schlaff herunterhängendem Unterkiefer, wie die schöne Russin sich gelangweilt erhob und mit graziösem Schlurfen das Wartezimmerchen verliess. Erst als die schwere Tür des Laboratoriums sich hinter ihr geschlossen hatte, bemerkte er, dass jener Kunstfreund Billeter aus der für ihren Gletschergarten berühmten Kongressstadt Luzern sich neben ihm niedergelassen hatte und, wie der junge Castorp aus dem Leuchten der schwarzen Tieräuglein im aufgedunsenen Gesicht des Sitznachbarn erriet, das Wort an ihn gerichtet hatte.

Eine Donnerfrau», sagte der Schweizer Fuhrunternehmer sich wiederholend, indem er mit seiner schwarzbehaarten Hand an den Ort von Frau Chauchats Entschwinden zeigte. Dann fügte er, indem die Lüsterheit in seinem Gesichtsausdruck sich unvermittelt in Tieftrauer wandelte, hinzu, der Doktor Behrens, der Herr Hofrat, habe sein, des Luzerners Herz, auf dem Schirmbild nicht schlagen sehen. Wohl sei dies nicht der Zweck der eben stattgefundenen Untersuchung gewesen, es habe ihn, Billeter, als Freund der schönen Künste, dennoch diese Feststellung des angesehenen Kurmediziners tief betrübt, da sein Herz ihm nämlich das wichtigste Organ sei, gerade was dessen Symbolgehalt anbetreffe, wobei er sich zugute halte, in seinen Geschäften vor allem auf dessen Stimme zu hören und sich hierin beispielsweise von den nördlichen Nachbarn – zu denen er den jungen Herrn ungefragt zähle – zu unterscheiden, da diese sich vor allem auf ihr Gehirn oder Hirn, wie er sagte, verliessen.

«Gewiss», sagte Hans Castorp, der nur darauf bedacht war, das Gespräch mit dem rotgesichtigen Eidgenossen so rasch wie möglich zu

beenden, um in seinen Gedanken sich den eisichenweissen Thorax von Madame Chauchat nachzuformen, wie sich dieser wohl eben jetzt vor den leicht hervortretenden Augen seines Landsmannes Hofrat Behrens aus der, obwohl mehr versprechenden als verbergenden, den asiatisch-kurzen, aber nichtsdestotrotz vollkommenen Oberkörper dennoch gleichsam in eine andere, eine ästhetische Bewusstseins-schicht verklärenden, feinen Gaze der Seidenbluse schälte.

Der Schweizer Mann Billeter hatte sich inzwischen selbst die behaarte Hand dort auf seine ertümlische Weste, die er nach Art der Schweizer Gilet nannte, gelegt, wo er sein pumpendes Organ vermutete, und sagte zu seinem norddeutschen Ansprechpartner: «Dies, mein Herz, schlägt wie ein Ottomotor, wenn ich diesen Vergleich mit dem Werk des von mir hochgeschätzten deutschen Ingenieurs, der gerade für mein Gewerbe Unschätzbare geleistet hat, wagen darf.» Das gesunde Herz, sagte der Luzerner Fuhrunternehmer, sei nachgerade eines der hervorragendsten Merkmale des schweizerischen Menschen, ein weder asiatisch-verweichlichtes noch übertrieben mittelmeerisch-temperamentüberquellendes Herz, ein eben einfach seine Arbeit tag-ein und tagaus leistendes Hochleistungsorgan. Wie denn die Menschen des kleinen, zentral-europäischen Prunkstaates Schweiz noch andere Merkmale hätten, die sie nicht zu Unrecht zu einer allgemein geschätzten und auch vielerorts, wenn nicht beneideten, so doch bewunderten Volkseinheit machten. Auch in der Qualität der Landschaftsbildung und des politischen Systemes spiegle sich die Überlegenheit des helvetischen Menschen auf bemerkenswerte Art und Weise.

«Glauben Sie nicht auch», sagte der Schweizer, «dass dies Land, so klein es ist, ein ganz besonderes weltweit ist?»

«Gewiss», sagte Hans Castorp, zu verneinen nicht wagend, da er hinter der breiten und schweissfeuchten Stirn des sonst eher schweigsamen Fuhrunternehmers, der ihm bis dahin nur dadurch aufgefallen war, dass er nach dem Essen sich seine Zähne mit dem reich ornamentierten Tafelsilber reinigte und sich dabei nicht einmal die behaarte Hand vor den Mund hielt, dass er also hinter dieser innerstschweizerischen Stirn ein Wortmeer vermutete, das einmal in Aufruhr geraten, sich, wie nicht ungewöhnlich bei schweigsamen Menschen, in seiner Gänze über den zufälligen Gesprächspartner oder Gesprächsempfänger ergiessen würde.

«Gewiss» sagen Sie», bestätigte der Luzerner Billeter, «aber selbst wenn Sie «keinesfalls» gesagt hätten, hätten Sie zugegeben, dass diese Schweiz eine besondere ist. Denn während niemand beispielsweise sagt, Belgien sein nichts Besonderes, sehen sich doch jene, die sagen, die Schweiz sei

nichts Besonderes, dazu offenbar dadurch veranlasst, dass die Mehrzahl unserer Gäste richtigerweise die Meinung vertritt, sie sei etwas Besonderes.»

Hans Castorp nickte, ohne recht zuzuhören. Vor seinem inneren Auge sah er die knochige Hand Hofrat Behrens, seines Landsmannes, den eischalenweissen, vom Hauch eines kühlen Nachmittagschweisses feuchten Rücken, der sich vor ihm in Frau Chauchats schlaffer, asiatisch-weichlichen Art rundete, abklopfen. Jede dieser diagnostischen Berührungen war ihm ein Stich ins betörte Herz, liess ihn aber andererseits sinnlich erschauern, da sie das verklärte Fleisch gleichsam wieder in die anatomisch-biologische Ebene allen Fleisches translozierte. Der Gedanke an die Krümmung des russischen Rundrückens, hinter dem sich die Fäulnis der Krankheit schon breitgemacht hatte, die sozusagen Wurmstichigkeit des bleichen Torsos, die Tatsache, dass Madame Chauchat jeden Tag ins Gras beißen könnte, machte sie ihm doppelt wertvoll, insbesondere im Kontrast mit den nussbraunen, breitmuskuligen Gesundheitskörpern der hier oben Heimischen, die in blödem Stolz auf ihr Gesundsein bei jeder Gelegenheit mit seitlich eingestemten Armen und ähnlichen Kraftposen hinweisen zu müssen zu glauben scheinen.

Inzwischen war der Luzerner Billeter nach einem kurzen Ausflug in die Geschichte seines Landes eben in die Gegenwart zurückgekehrt und erklärte nun das ausgefeilte Abstimmungssystem, mit dem die ansässige Regierung sich der Volkszustimmung immer wieder zu versichern suchte. Hans Castorp befreite sich für einen Moment aus den imaginierten Chauchatschen Eierschalennarben und dachte, was für kapitale Esel diese Bergmenschen doch sind. Dabei erinnerte er sich daran, was Frau Chauchat kürzlich im Musikzimmer über die Bewohner des ihnen Gastrecht gewährenden Landes gesagt hatte, nämlich dass diese um der Erlebnisse willen lebten und nicht um der Leidenschaften, also um des Lebens willen. Dass weiter Leidenschaft Selbstvergessenheit bedeute, während die Schweizer nur auf Selbstbereicherung – Bereicherung auch an Erlebnissen – bedacht seien. Diese Alpenmenschen würden das Wilde, Tiefe, Schreckliche und Geheimnisvolle des unmittelbaren Lebens nie begreifen, dachte der junge Castorp, durch die Vorträge des nicht ganz reinlichen Doktors Krokowski für seelenkundliche Fragestellungen empfänglich gemacht. Genausowenig würden sie die bestürzende, sinnliche Schönheit der Welt, die ja ironischerweise gerade in diesem Berggebiet einen ihrer Höhepunkte erreichte, begreifen.

«Was interessiert mich», sagte der Schiffsbauer unvermittelt, indem er, ohne sich dessen richtig bewusst zu werden, vom Denken ins Sprechen überwechselte, «Ihr Musterland, dieses Hochgebirgsparadies, dieses Lustland – im schlechtesten Sinn

des Wortes –, wenn man in ihm des Lebens betroffen wird? Behelligen Sie mich bitte nicht weiter damit.»

«Sie werden zugeben müssen», sagte der Luzerner Fuhrunternehmer, «dass dies Land als älteste Demokratie der Welt ein überverhältnismässiges Interesse verdient, wie es ihm beispielsweise von Herrn Schiller gewährt worden ist, indem dieser den Wilhelm Tell erdichtete. Wobei ich nicht behaupte, dass mein Volk und damit ich selbst an Besonderheiten nur gute hätten. Gerade der von Ihnen angesprochene, für den Aussenstehenden lustfern erscheinende Hang zu angestrenzter Arbeit beispielsweise oder die Rechtschaffenheit, die sowohl südlich-flatterhaften als auch nördlich-melancholischen Menschen als eine Charakterverirrung erscheinen mag. Immerhin beweist aber – wie Sie zugeben müssen – der trotz nur unbedeutendem Vorkommen von Bodenschätzen erstaunliche Wohlstand, dass die Bewohner dieses Musterlandes zu den glücklichsten des Weltkreises sich zählen müssen. Dass dabei die schönen Künste etcetera nicht vernachlässigt werden dürfen, versteht sich von selbst und beweist sich in mir, der ich den von denen hervorgebrachten Genieprodukten auf meine sachliche Art durchaus wohlwollend gegenüberstehe.»

Was für ein ausgesuchter Tropf, dieser Mensch, dachte Hans Castorp, und sagte: «Es ist für mich nichts von Interesse, was ihren Kleinststaat anbetrifft. Es ist mir vollkommen einerlei, und ich verzichte auf jede weitere Belehrung. Das Schicksal Ihrer Musternation ist in etwa so aufregend wie jenes unseres alten Domküstlers, der in vierzig Jahren nicht viel mehr gemacht hat, als mit regelmässigem Gebimmel auf die erhabene Schönheit der Domkirche hinzuweisen und damit die uhrlosen Bevölkerungsschichten über die Tageszeit aufzuklären. Ich möchte diesen Vergleich sogar noch weiterführen und sagen, dass man über die Existenz des Küstlers – wie übrigens auch über jene der Schweiz – meistens durchaus froh war und ist, dass sich aber jedermann hütete, sich mit dem Mann, des Namens Zeitblom übrigens, an einen Tisch zu setzen, da dies unweigerlich dazu führte, dass der Küster, obwohl es aus seinem Leben rein gar nichts zu berichten gab, was für irgend jemanden, inklusive ihn selbst, von irgendeinem Interesse gewesen wäre, lange Geschichten über sich und seine seit vielen Generationen als Kaplane arbeitenden Vorfäter von sich gab und damit paralyisierende Langeweile verbreitete.»

«Durchleuchtete man einmal dieses Alpenland», sagte Hans Castorp weiter, «wenn auch die Strahlen erst noch entdeckt werden müssten, die durch eine so dicke Schicht von bürgerlicher Selbstzufriedenheit gingen, so würde man, wenn man auch kein schwarzes Gekräusel, keine Kavernen und keine dunklen Flecken fände wie Hofrat

Behrens bei uns Patienten hier, es wohl einer Wachsfigur ähnlich finden, wie ich sie einmal im Panoptikum gesehen habe und die ein mechanisches Triebwerk im Busen hatte. Aus den Krankheitskavernen kommen aber die Gifte her, die uns Patienten des Lebens beschwippen. Ich behaupte sogar, dass das Glück nichts anderes ist als der Rausch der Krankheit Leben, ein Euphorikum, das uns über den herbeieilenden Tod hinwegtrösten soll. Und wenn dies Gift ihren schweizerischen Volksgenossen abgeht, so erklärt das nur glaubhaft die abstossende Nüchternheit ihres leblosen Wandelns.»

Und indem Hans Castorp sich vom Sessel mit den rudimentären Armlehnen erhob, sagte er: «Ich wünsche Ihnen einen guten Tag, mein Herr.»

Mit diesen Worten verliess Hans Castorp das Wartezimmerchen, ohne die noch kurz zuvor ersehnte Rückkehr von Frau Chauchat abzuwarten und unter Aufgabe des nur mit Mühe erlangten Durchleuchtungstermines. Den Fuhrunternehmer Billeter aus der schönen Kongress- und Fremdenverkehrsstadt Luzern liess er stumm und in die Leere seiner Vergangenheit glotzend auf der kunstvoll geschnitzten Holzbank sitzen. Obwohl er ihm in der Folge nicht auswich, sah er den Kunstfreund in den nächsten Tagen nicht wieder. Erst zehn Tage später erfuhr Hans Castorp, dass der Innerstschweizer Fuhrunternehmer schon zum Zeitpunkt seiner Durchleuchtung an einer Lungenentzündung gelitten hatte, und da sein erschüttertes Herz das hohe Fieber nicht ausgehalten hatte, trotz aller Sorgfalt, die Hofrat Behrens an ihn wandte, während des letzten Sonntagskonzertes – gerade als die Musik, wie das Fräulein mit dem Tapir-Gesicht wissen wollte, eine Zigeunermazurka spielte – verschieden war. Man habe ihn, hiess es, die durch das sonntägliche Konzert bedingte Leere der Sanatoriumsflure ausnützend, gleich in einem nach seinem Wunsch preiswerten Sarg ins untere Stockwerk getragen. Ob des nur kurz zuvor geführten Gespräches mit dem nun Toten dachte Hans Castorp an das Geschäft der Verwesung, das letzte Geschäft, in das der rührige Schweizer eben jetzt schon verwickelt war, oder antiker gedacht an das Fuhrgeschäft mit dem Totenschiffer Charon, betreffend die Überquerung des Styx, dessen Schönheit der Freund der schönen Künste unbescheiden mit jener seines heimatlichen Vierwaldstättersees vergleichen würde, nachdem er sich mit seinem unterweltlichen Berufskollegen über einen vorteilhaften Überführungstarif geeinigt hätte.

Zwei Minuten nach dem Vernehmen der traurigen Nachricht wandte sich der junge Schiffsingenieur wieder in demütigem Entzücken den eischalenweissen Oberarmen Madame Chauchats zu, die im jetzt herrschenden Spätnachmittagslicht besonders verführerisch unter den seidigen Gazeärmeln hervorschimmerten.